



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

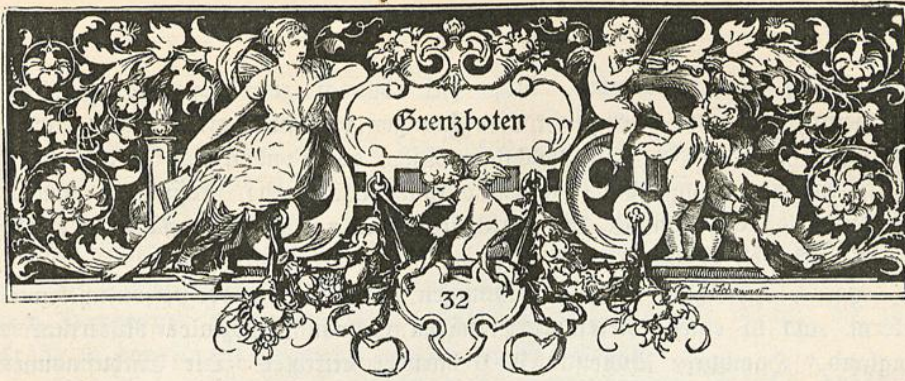
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schultze, Ernst: Das Hamburger Volksheim

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Hamburger Volksheim

Von Ernst Schulze in Hamburg-Großborstel



Als vor noch nicht drei Jahren in Hamburg von einer Schar junger Rechtsanwälte, Oberlehrer und anderer Akademiker das „Volksheim“ ins Leben gerufen werden sollte, war in dieser kühl denkenden Stadt des Kopfschüttelns kein Ende, und eine der führenden Zeitungen goß die Lauge ihres Spottes über einen so unüberlegten und schädlichen Plan aus. Um so überraschender haben die großen Erfolge des Volksheims in der Zwischenzeit in Hamburg selbst und im übrigen Deutschland gewirkt. Kannte man doch ähnliche Einrichtungen bei uns zulande fast gar nicht. Die „Volksheime,“ die in Dresden, Breslau und andern deutschen Städten bestehen und ihre segensreiche Wirksamkeit schon mehrere Jahre vor dem Hamburger Volksheim begonnen haben, legen den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf eine ganz andre Seite als dieses, und die Gleichheit des Namens ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß man in Hamburg keinen neuen Namen fand und ihn auch bis heute noch nicht gefunden hat. Das englische Wort „Settlement“ aber einfach beizubehalten, wie das ein Wiener Verein getan hat, hat man — mit Recht — vermieden.

Das Wesen der Sache trifft zwar der Name „Volksheim“ in Dresden und Breslau besser als in Hamburg. In jenen Volksheimen findet das Volk für seine Mußestunden, auch für seine Mahlzeiten angenehme Räumlichkeiten, wo kein Trinkzwang herrscht, alkoholische Getränke nur in geringem Maße zu erhalten sind, dagegen Lesestoff zur Unterhaltung und Belehrung geboten wird. Die Gründer des Hamburger „Volksheims“ wollten sich damit nicht begnügen; ihnen kam es hauptsächlich darauf an, eine Stätte zu schaffen, an der Angehörige der untern Gesellschaftskreise mit solchen der wohlhabenden und gebildeten Schichten auf gemeinsamem Boden zusammentreffen können — die persönliche Berührung dieser im nichtgeschäftlichen Leben so stark getrennten Klassen sollte der Hauptzweck der neuen Einrichtung sein.

Als Vorbild schwebten den Gründern — insbesondere dem Kandidaten der Theologie Walter Classen, dem Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Herz und dem um das Wohl seiner vielen hundert Fabrikarbeiter wie um das seiner Vater-

stadt gleich hoch verdienten, kurze Zeit danach zum Senator erwählten Dr. Heinrich Traun — englische Einrichtungen vor, die „akademischen Niederlassungen“ (University Settlements) im Osten von London und in den armen Distrikten anderer englischer (übrigens auch amerikanischer) Großstädte; namentlich die erste, erfolgreichste und berühmteste dieser Anstalten: Toynbee Hall*) (in Whitechapel, London E.).

Herr Classen hatte diese Einrichtungen und manche andre persönlich kennen gelernt und in einer interessanten kleinen Schrift („Soziales Rittertum in England,“ Hamburg: Boysen, 1900) darüber berichtet. Der Enthusiasmus, von dem er durchdrungen war, hatte die Schärfe seines Blickes dafür, was von jenen Einrichtungen auf deutschem Boden ausführbar sein konnte, nicht getrübt. Und nachdem er in kleinerem Kreise, gemeinsam mit den andern beiden Herren, Ende des Jahres 1900 seine Pläne entwickelt hatte, bildete sich ein elfgliedriger Ausschuß, in den man mit Absicht auch einige Frauen gewählt hatte, und dem die Aufgabe zufiel, das Projekt auf feste Füße zu stellen. Die Satzungen und der Plan der Tätigkeit waren bald beraten, die Gesellschaft „Volksheim“ wurde gegründet, und auch die Mittel fanden sich infolge des eifrigen Werbens der Mitglieder, insbesondre des einflußreichen Herrn Dr. Traun, bald zusammen.

Die größte Schwierigkeit ergab sich da, wo man sie kaum gesucht hätte. Man hatte die Absicht, in den ärmsten und trostlosesten Stadtteil Hamburgs, den Hammerbrook, zu gehn, zumal da Classen hier durch Gründung eines Lehrlingsvereins vorgearbeitet hatte. Trotz allem Suchen aber konnte man keine passenden Räumlichkeiten finden. Eigne Räume mußte das Volksheim unbedingt haben, es konnte sich also nicht etwa mit der Aula einer Volksschule begnügen; was sich aber irgendwie eignete, war von Gastwirtschaften mit Beschlag belegt. So mußte man nach langem Suchen schweren Herzens von dem Hammerbrook absehen und in einem benachbarten Stadtteile, dem Billwärder Ausschlag, der ebenfalls fast ausschließlich von Arbeitern bewohnt wird, weiter suchen. Aber auch hier war nichts Brauchbares zu finden — bis man sich entschloß, mit dem gemeinnützigen „Spar- und Bauverein“ ein Abkommen dahin zu treffen, daß dieser in einem soeben von ihm errichteten Neubau im Billwärder Ausschlag einige vom Hof aus erreichbare kleinere Zimmer durch Wegnehmen der Zwischenwände zu einem kleinen Saal, einem größern und einem kleinern Zimmer, und einer Garderobe umwandelte, während sich das „Volksheim“ verpflichtete, diese Räume auf mehrere Jahre zu mieten. Hier wurde die Tätigkeit des „Volksheims“ im Sommer 1901 eröffnet. Noch in demselben Winter nahm sie einen solchen Umfang an, daß eine Erweiterung der Räumlichkeiten in Betracht gezogen werden mußte, die ein Jahr darauf erfolgte.

Anfangs zeigte sich, wie das überall in ähnlichen Fällen geschieht, die Arbeiterbevölkerung recht zurückhaltend und vorsichtig; aber sobald sie erst er-

*) Über Toynbee Hall berichtete, als es so jung war wie jetzt das Hamburger Volksheim, Gerhart Schulze-(Gavernitz) in den Grenzboten (46. Jahrgang, 1887, 1. Band, S. 304 ff. 400 ff. 463 ff. 574 ff.).

kannt hatte, daß das, was das Volksheim bot, nur in dem Wunsche seiner Gründer und Mitarbeiter seinen Ursprung hatte, den Angehörigen der ärmern Schichten menschlich näher zu kommen, ohne irgendwelche politische oder religiöse Bekehrungsabsicht damit zu verbinden oder gar darunter zu verdecken, schwand das Mißtrauen, und an seine Stelle trat ein herzliches, wenn auch nach Hamburger Art selten zutage tretendes Zutrauen zu denen, die ihre Kräfte in den Dienst der neuen Sache gestellt hatten.

Daß diese selbst der Bevölkerung die mannigfachsten Vorteile gewährte, zeigte sich auch bald mit aller Deutlichkeit.

Da war zunächst die Auskunftstelle, die nach dem Muster der trefflichen Auskunftstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in Berlin ins Leben gerufen worden war. An zwei Abenden der Woche waren von 7 bis 9 Uhr zwei Mitarbeiter, darunter mindestens ein Jurist, anwesend, um alle möglichen Fragen, in denen sich jemand keinen Rat wußte, zu beantworten. Mancher unnötige Prozeß ist durch die Auskunftstelle verhindert, manche schwierige Frage durch sie zu ihrer Lösung geführt worden. Wie wird man Koch? Welche Reederei würde einen Mann gegen Arbeitsleistung nach Amerika befördern? Wie kann ein siebzehnjähriger Zigarrenmacher, der fast seine ganze Kindheit im Krankenhause verbracht hat und deshalb fast vollständiger Analphabet ist, jetzt noch Lesen, Schreiben, Rechnen erlernen? Wie kann ein Vater seinen arbeitsscheuen zwanzigjährigen Sohn zur Arbeit bewegen oder zwingen? Wie kann man Gewißheit über Leben oder Tod eines lange auf See abwesenden Matrosen erhalten? Diese Beispiele zeigen die Mannigfaltigkeit der Gebiete, aus denen der Auskunftstelle Fragen vorgelegt wurden, und das Vertrauen, das in das Volksheim gesetzt wird.

Sehr häufig sind Eingaben an Behörden zu machen gewesen; den Rechtsanwältinnen sind dadurch kaum Fälle entzogen worden — sie hätten wohl sämtlich zur Armenpraxis gehört —, wohl aber den Winkelkonsulenten. Arbeiterversicherungsangelegenheiten wurden häufig in der Auskunftstelle besprochen, ebenso Streitfragen, die sich aus Verträgen mit Abzahlungsgeeschäften oder Lebensversicherungen ergeben hatten. Unterstützung an Geld ist bisher direkt nicht gegeben worden, höchstens persönlich an einen der Mitarbeiter. Im allgemeinen besteht, wie in Berlin, der ganz richtige Grundsatz, daß man die Auskunftstelle nicht zu einer Wohltätigkeitsanstalt herabsinken lassen dürfe; vielmehr muß sie an ihrer Aufgabe festhalten, auf solche Vereine oder Stiftungen hinzuweisen, die im vorliegenden Falle Unterstützung geben könnten; diese Hinweise werden durch das von Joachim im Jahre 1901 herausgegebene, sehr übersichtliche „Handbuch der Wohltätigkeit für Hamburg“ wesentlich erleichtert.

Besondere Aufmerksamkeit wird den Fällen zugewandt, wo es sich darum handelt, für einen Arbeiter, der seinen bisherigen Beruf aufgeben muß, einen neuen zu finden. „Daß sich bei einigem Kopfschmerz doch noch ein Plätzchen auf der Welt finden läßt, wo sich ein auf dem Arbeitsmarkt der Großstadt nicht mehr konkurrenzfähiger Mensch ehrlich und zufrieden ernähren kann, haben wir gesehen, als einem nicht voll erwerbsfähigen Maler Arbeit bei

einem Tischler in einem Dorfe Holsteins verschafft wurde, wo er sich jetzt mit Hilfe seiner Frau, die schneidert, vollkommen ausreichend erhält.“*)

Neben der Auskunftstelle, die natürlich von einem beständig wechselnden Publikum in Anspruch genommen wird, stehen nun die andern Einrichtungen des Volksheims, die mit einer viel gleichmäßigeren Besucherschaft rechnen können. Arbeiten sie doch meist auf dem Gebiete der Volksbildungsbestrebungen, die ja die intelligenten und vorwärtstrebenden Kreise der Arbeiterschaft mit unwiderstehlichem Zauber anziehen. Was nun im Hamburger Volksheim an Vorträgen, Leseeinrichtungen, Volksunterhaltungen usw. geboten wird, entspricht durchaus den hohen Anforderungen, die man an diese Veranstaltungen stellen muß, wenn man die Gefahr der Verflachung von ihnen fernhalten will. Deshalb braucht auch hier nicht näher auf die einzelnen Zweige dieser Tätigkeit eingegangen zu werden; es wird genügen, einige besondere Merkmale hervorzuheben.

Die Vorträge finden den ganzen Winter an jedem Donnerstag Abend statt; ihr Hauptzweck ist, den Hörern Gelegenheit zur Aussprache zu geben, um den Vortragenden und die fünf oder sechs „Helfer,“ die zur geschickten Belebung der Diskussion — wenn das überhaupt nötig sein sollte — anwesend sind, in persönliche Fühlung mit ihnen zu bringen. Es sind deshalb auch für den Vortragenden bestimmte Regeln (nach dem Muster der Regeln der Wiener volkstümlichen Universitätskurse) ausgearbeitet worden. Je nach der Geschicklichkeit des Vortragenden und der Helfer ist zuweilen eine sehr lebhafte Erörterung zustande gekommen, die nach dem gegen $\frac{1}{2}$ 11 Uhr erfolgenden Schluß — die Vorträge beginnen pünktlich um $8\frac{1}{2}$ Uhr — in kleinerem Kreise in einem benachbarten Arbeiterrestaurant fortgesetzt zu werden pflegt.

Das Lesezimmer ist von jeher die am wenigsten besuchte Einrichtung des Volksheims gewesen; einesteils weil in der ersten Zeit nur ein Durchgangszimmer dafür zur Verfügung stand, hauptsächlich aber weil Lesezimmer ohne Ausleihbibliothek in Deutschland nun einmal nicht viel benutzt werden. Das Bedürfnis geht bei uns hauptsächlich dahin, Bücher nach Hause zu entleihen, und alle richtig zusammengesetzten Büchereien, die das ohne lästige Bestimmungen ermöglichen, weisen einen erdrückenden Andrang auf; Lesehallen aber, und zumal solche, wo Zeitungen und Zeitschriften überwiegen, werden nie entfernt so stark besucht.***) Da die Öffentlichkeit nun aber einmal Schlagworten den größten Einfluß auf die Bildung ihrer Überzeugungen einräumt, hat das Wort „Lesehalle“ in dieser Beziehung geradezu verderblich gewirkt: Bibliotheken werden lange nicht für so wichtig gehalten wie Lesehallen — und ob sich die Fachleute die Zunge lahm reden, es bleibt so. So mußte denn auch im Volksheim ein Lesezimmer eingerichtet werden, das eine ganze Menge Geld kostet, wenn es auch nur von höchstens zehn Personen täglich besucht wird.

*) Bericht des Vereins Volksheim über das erste Geschäftsjahr 1901/02 S. 16.

**) Siehe darüber die ausführlichen Darlegungen des Verfassers in seinem Vortrag „Sind öffentliche Ausleihbibliotheken oder Lesehallen wichtiger?“ (Volksbibliothek, Jahrgang 1901, S. 146—151). Abzüge stehen auf Wunsch gern zur Verfügung.

Die Volksunterhaltungen — Sonntagsunterhaltungen genannt, weil sie an allen Wintersonntagnachmittagen von 5 bis 7 Uhr stattfinden — sind die einzige Einrichtung des Volksheims, die nicht völlig unentgeltlich geboten wird. Der Eintritt kostet zehn Pfennige, wofür ein gedrucktes Programm ausgehändigt wird. So werden die Druckkosten gedeckt, außerdem wird verhindert, daß der Besucherfchwarm den Saal allzusehr überfüllt. Aber auch so ist es schwierig, den Nachdrängenden klar zu machen, daß keine Karten mehr zu haben seien, und zweimal in jedem Winter muß statt des Volksheimsaals, der mehr als zweihundert Personen nur schwer aufnehmen kann, der größte Saal des Billwärder Ausschlags, der sechs- bis siebenhundert Personen fassen kann, gemietet werden.

Das Programm ist immer einheitlich in sich geschlossen: Goethe, Schiller, Heine, Hans Sachs, Rosegger, Die Ballade, Moderne Lyrik, Das Volkslied, Richard Wagner, Beethoven, Haydn, Soldatenleben in Scherz und Ernst, Humoristischer Dialektabend, Arbeit und Feierabend — das sind Beispiele für den Rahmen, der für die Sonntagsunterhaltungen gewählt zu werden pflegt. Bei den Vorberatungen glaubte man Befürchtungen für den Besuch hegen zu müssen, wenn das Programm so einheitlich gewählt würde, aber der immer volle Saal zerstreute sie schnell.

Eigentümlich und sonst in Deutschland wenig verbreitet sind die vier noch zu besprechenden Zweige der Tätigkeit des Volksheims: die Bilderausstellungen, die Volksausflüge, die Lehrlingsvereine und die Klubs.

Die Bilderausstellungen fanden im Sommer, wo der Saal sonst häufig unbenutzt ist, statt. Sie können mit den großartigen picture exhibitions in Ostlondon nun zwar nicht verglichen werden, weder nach ihrem Umfang noch nach dem Geldwert der ausgestellten Bilder. Weit mehr Ähnlichkeit haben sie mit den auf kleinerm Fuße ins Leben gerufenen Berliner volkstümlichen Kunstausstellungen.*) Fast alle im Hamburger Volksheim ausgestellten Bilder waren Abdrücke aus Kunstzeitschriften, meistens aus der „Jugend“ — Abdrücke, die durch die Loslösung vom Text und durch Aufziehen auf farbigen Karton als Rahmen in ihrem Stimmungswert stark gehoben worden waren.

Auch diese Bilderausstellungen brachten nicht alles mögliche durcheinander, jede ordnete sich vielmehr einem Grundgedanken unter. Die erste am 17. Juni 1902 eröffnete Ausstellung zeigte den Reiz der farbigen Landschaft. Sie war täglich von 8 bis 10 Uhr Abends geöffnet und ist bei dreiwöchiger Dauer von 460 Personen besucht worden. Spätere Ausstellungen behandelten das Märchen, die Arbeit, den Tod. Ein sehr geschickter Gedanke, der den Veranstaltern bald aufblitzte, wurde sogleich zur Ausführung gebracht: wäre es nicht möglich, den Besuchern einzelne Bilder für billigen Preis zu eigenem Besitz zu bieten? Man legte während der Ausstellung Zeichnungslisten für die einzelnen Bilder auf und besorgte diese nachher in der entsprechenden Anzahl auf einmal, ließ sie auch zusammen aufziehen. So war es schon nach der ersten Ausstellung möglich, 182 Bildchen zum Preise von dreißig bis achtzig

*) Siehe meinen Aufsatz „Volkstümliche Kunstausstellungen in London und Berlin“ in der Sozialen Praxis, 9. Jahrgang, Nr. 27 vom 5. April 1900, S. 673—679.

Pfennigen zu besorgen und zu verteilen (davon einzelne über zwanzigmal). In einer spätern Ausstellung, einer Thomaausstellung, wurde z. B. Thomas „Kinderreigen“ zweiundzwanzigmal bestellt.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Bilderausstellungen, die ab und zu auch durch einen Vortrag oder eine Führung erläutert wurden, noch weiter ausgebaut würden. Bei dem heutigen Stande der Reproduktionstechnik wäre das leicht möglich, und es ist bedauerlich, daß von den verschiedenen Volksbildungsvereinen für die Verbreitung billiger Kunstblätter bisher so wenig geschehen ist: der Leipziger Lehrerverein hat mit seiner kürzlich veröffentlichten „Ludwig-Richter-Gabe“ (Einzelpreis eine Mark, Partiepreis für Vereine vierzig Pfennige) etwas ganz Seltnes getan. Unsere Volksbibliotheken und Lesehallen könnten durch ein paar gute und billige Kunstblätter ein viel freundlicheres Aussehen erhalten, als sie meist bieten, und könnten dadurch für eine geschmackvollere Ausschmückung der Wohnungen vorbildlich wirken.

Wichtig scheint mir auch eine Ausdehnung der Ausstellungen auf Werke der Bildhauerkunst zu sein. Skulpturen pflegen ein so großes Verständnis zu finden — oft ein größeres als Bilder —, daß es schon deswegen aussichtsvoll erscheint, damit einen meines Wissens in Deutschland bisher noch nicht gemachten Versuch zu wagen. Selbstverständlich müßte eine solche Ausstellung nur Skulpturen enthalten, nicht auch Bilder, weil man sonst keine ganz bestimmten Beobachtungen über ihren Wert sammeln kann. Sie ließe sich recht billig einrichten, da zum Beispiel in München die Geschäfte, die antike, mittelalterliche und auch moderne Bildhauerwerke zu billigem Preise nachbilden (einige antike Köpfechen in Gips von fünfzig Pfennigen an!), geradezu aus der Erde schießen, und da auch in norddeutschen Städten von Geschäften und durch die Direktionen einzelner Museen billige Nachbildungen in den Handel gebracht werden.

Neben den Bilderausstellungen wird im Sommer Ersatz für die auf den Winter beschränkten Vorträge und Sonntagsunterhaltungen durch die Ausflüge geboten, die sich als ein ausgezeichnetes Mittel erwiesen haben, die erwünschte Fühlung zwischen den „Helfern“ und den Arbeitern — wenn man die Besucher des Volksheims unter diesem Schlagworte zusammenfassen will — herzustellen. Anschließend an einen Vortrag über die Volkskunst in den Vierlanden fand der erste Ausflug am 27. April 1902 statt, dem in jedem folgenden Monat ein neuer folgte. Die Teilnehmerzahl betrug meist etwa hundert, erreicht also nur einen Bruchteil der großen Volksausflüge des Wiener Volksbildungsvereins. Da aber der Zweck der persönlichen Berührung immer im Vordergrunde steht, würde ein Anwachsen der Zahl wohl kein Bedenken haben.

Die Einrichtung des Volksheims aber, die unzweifelhaft alle andern (einzeln und zusammengenommen) an Bedeutung weit überragt, sind seine Lehrlingsvereine. Nach dem trefflichen Vorbilde des Lehrlingsvereins des Pastors Clemens Schulz in St. Pauli hatte zuerst Kandidat Classen, dann Dr. Ernst Jaques einen Lehrlingsverein gegründet. Später trat ein dritter hinzu, weil die einzelnen Vereine nicht allzu sehr anschwellen und die persön-

liche Fühlung zwischen den Mitgliedern und dem Leiter nebst seinen Helfern nicht verkümmern sollte. Ein vierter endlich ist in demselben Geiste von dem Volksheim in einem andern Stadtteil Hamburgs, in Winterhude, begründet worden. Was diese Vereine vor den zahlreich bestehenden ähnlichen Vereinen auszeichnet, ist ihre Freiheit von jeglicher Konfessionalität und ihre Verbannung jeder Duckmäuserei: in frischem und ungebundnem — nur nicht ungezoguem — Tone verkehren die jungen Leute mit den Leitern ihres Vereins und mit ihresgleichen, und gerade die Freiheit, sich ein klein wenig gehn zu lassen, zu rauchen (aber nicht zu trinken), zu singen, zu spielen (ausgenommen Kartenspiele), macht ihnen den Verein so besonders lieb.

Denn etwas geräuschvoll geht es zuweilen darin zu; aber wen kann das wundernehmen, der an seine eigne Jugend zurückdenkt? Ein „junger Mann“ von vierzehn bis achtzehn Jahren weiß häufig noch nicht recht, wohin er mit seinen Armen und namentlich mit den Beinen soll — zumal wenn er die ganze Woche lang unter dem Zwange der Fabrik oder des Kontors gestanden hat. Und wie wohltuend sticht diese Frische, diese Lebendigkeit der jungen Leute von der Blasiertheit ab, die sie zur Schau tragen würden, wenn sie den gewöhnlichen Vergnügungen ihres Alters und ihres Standes nachgingen — dem zweck- und ziellosen Herumlungern auf den Straßen, dem Tanzboden, dem Tingeltangel. Man denke nicht, daß alle ihre Kameraden, die diesen Vergnügungsorten zuströmen, aus einem schlechtern Holze geschnitzt seien: auch die Mitglieder der Lehrlingsvereine des Volksheims gehörten dazu oder würden dazu gehören, wenn sie nun nicht gleich nach ihrem Austritt aus der Schule Gelegenheit hätten, eine wirklich kameradschaftliche, unschädlichere Art der Geselligkeit zu üben.

Übrigens werden sie durchaus nicht in allen Stücken bevormundet. Sie wählen sich ihren eignen Vorstand, der das Vereinsvermögen verwaltet, gründen innerhalb des Vereins Gruppen mit selbständiger Verwaltung und werden nur dann von dem Leiter des Vereins in die Zügel genommen, wenn das unbedingt nötig erscheint. Meist genügt die Äußerung eines Wunsches, einen vorhandenen Übelstand abzustellen oder einen zu befürchtenden nicht erst aufkommen zu lassen. So sprach Dr. Jaques einmal den Wunsch aus, es möchte während des an jedem Abend stattfindenden Vortrags nicht geraucht werden — nun unterbleibt während dieser Zeit das Rauchen, das vor- und nachher mit Wonne geübt wird.

Die jungen Leute hängen mit großer Liebe an ihrem Verein und an dessen Leiter; häufig wird dieser in die kleinen, fast immer in die großen Sorgen ihres Lebens eingeweiht. Dabei standen sie ihm, wie das bei dem allgemeinen Mißtrauen der Arbeiterkreise gegen Wohlfahrtbestrebungen der obern Klassen nicht verwunderlich war, anfänglich mit großer Zurückhaltung gegenüber. Wenn er einen jungen Menschen im Konfirmationsrocke, der am Sonntag Nachmittag mit gelangweiltem Gesicht auf der Straße herumstand, anredete und ihn aufforderte, in den „Lehrlingsverein“ mitzukommen, stieß er häufig auf Abweisung, weil der Junge irgendwelche Beeinflussung fürchtete: „In den christlichen Verein junger Männer mag ich nicht,“ war

nicht selten die Antwort. Bald aber schwand dieses Mißtrauen und machte einem herzlichen Zutrauen Platz, das den Leitern und Helfern der Lehrlingsvereine eine schöne Belohnung für ihr uneigennütziges Tun sein muß. Auf dem Wege über die jungen Leute fand das Volksheim so auch den Weg zum Herzen manches Vaters und mancher Mutter.

Wenn die Jünglinge ihre Lehrlingszeit hinter sich haben, halten sie es im allgemeinen für notwendig, dem Gefühl ihrer männlichen Erhabenheit dadurch Ausdruck zu geben, daß sie aus dem Lehrlingsverein ausscheiden. So hat sich die Gründung von Gehilfsvereinen als notwendig erwiesen, in die sie dann meistens eintreten, und in denen, bei selbständigerer Geschäftsführung, der alte Ton und Geist weiter gepflegt wird.

Für Erwachsene, die bestimmte Interessen haben, sind im Volksheim „Klubs“ gegründet worden — schade, daß sich ein passendes deutsches Wort dafür schwer finden läßt. Sie erörtern in ihren regelmäßigen Zusammenkünften wissenschaftliche Fragen oder pflegen das Schachspiel. Daß gerade diese Klubs, wenn sie sich erst etwas auswachsen, den Zwecken des Volksheims in vortrefflicher Weise dienen können, ist leicht zu erkennen. —

So setzt sich die Tätigkeit des Volksheims aus den verschiedensten Zweigen zusammen, die alle in gewissem Grade selbständig sind, sich aber in ihrer tiefern Absicht zu dem einen großen Ziele zusammenschließen: die verlorengehende oder schon verschwundene Fühlung zwischen den wohlhabenden und den ärmern Bevölkerungsschichten wieder herzustellen oder zu stärken. Es ist dazu hauptsächlich notwendig, daß sich eine Anzahl von Angehörigen der gebildeten Kreise in den Dienst der Sache stellt. Geld tutz nicht, man muß eben vor allen Dingen sich selbst geben.

Daß dies in Hamburg erreicht worden ist, muß als ganz besonders wertvoll bezeichnet werden. In Toynbee Hall pflegt eine Anzahl von residents ihre ganze Zeit — etwa zwei oder drei Jahre nach Beendigung ihrer Universitätsstudien — zur Verfügung zu stellen, einige besonders ideal denkende tun das sogar auf ein Jahrzehnt und länger. Das ist nun zwar in Hamburg noch nicht möglich gewesen; außer Dr. Jaques und Kandidat Classen, die längere Zeit im Billwärder Ausschlag wohnten und ihre berufsfreie Zeit dort zubrachten, hat kaum jemand dort sein Zelt aufgeschlagen. Aber man hat sogleich im Anfang in voller Würdigung der Notwendigkeit eines an Ort und Stelle wohnenden Vertrauensmannes einen Geschäftsführer angestellt — zuerst Dr. Fr. Schomerus, dann, vor einigen Monaten, nach dessen rühmlicher Berufung zur Organisierung der Wohlfahrtsseinrichtungen einer großen Fabrik, Dr. Heinz Marr. Auch hierin hat der Vorstand des Volksheims, an dessen Spitze Amtsrichter Dr. Wilhelm Herz steht, eine glückliche Hand gezeigt — wie er überhaupt kaum etwas begonnen hat, das sich nicht gut und nach Wunsch entwickelt hätte.

Nur eins schien der Tätigkeit des Volksheims eine Schranke setzen zu sollen: die beschränkten Raumverhältnisse. Nach mannigfachen Erwägungen hat man deshalb beschlossen, dem Volksheim ein eignes Gebäude zu errichten. Daß eine so junge Einrichtung an einen solchen Plan, der sich mit weniger

als 150000 Mark kaum verwirklichen lassen wird, überhaupt denken kann, zeigt schon, welche Würdigung ihre Tätigkeit gefunden hat, und — was leider tausendmal wichtiger ist — über wie ausgezeichnete Beziehungen zu den wohlhabendsten Kreisen sie verfügt. Die Leiter des Volksheims verstehen eben eine Kunst, die der Lord, der bei der Grundsteinlegung des großen Gebäudes für volkstümliche Kunstausstellungen in Whitechapel im Jahre 1898 die Festrede hielt, an dem Vorsitzenden von Toynbee Hall, Canon Barnett, besonders zu rühmen mußte: die Kunst, unter den obern Zehntausend dafür zu wirken, daß sie nicht nur sich selbst, sondern sich selbst und ihr Geld hergeben.

Daß das Gebäude, dessen Pläne jetzt vollendet sind, und das im Anfang des nächsten Jahres gebrauchsfertig dastehn wird, nun im Billwärder Ausschlag errichtet wird, wird man in gewissem Sinne bedauern müssen. Es gibt andre Stadtteile, namentlich den Hammerbrook und Barmbeck, die ein Volksheim eigentlich noch notwendiger brauchen. Die persönlichen Fäden, die vom Volksheim zu der Bevölkerung des Billwärder Ausschlags laufen, mag man aber natürlich nicht zerschneiden, wo man sie anderswo erst mühsam wieder anknüpfen müßte. Die Kraft und die Geldmittel der nächsten Jahre werden alsdann dazu verbraucht werden, das Volksheim in das neue Haus hineinwachsen zu lassen; die Veränderungen, die die bisherige Tätigkeit im kleinen wie im großen etwa erfahren muß, wird man dabei mit der immer geübten Besonnenheit und Gründlichkeit durchzuführen und die Ziele des Volksheims fest im Auge zu behalten suchen. Allerdings aber wird die unvermeidliche Vergrößerung des Betriebes größere Menschenmengen in die neuen Räume bringen, ohne daß die Vermehrung der persönlichen Beziehungen damit gleichen Schritt wird halten können. Andererseits werden dadurch Hunderte, die heute vor den Türen des Volksheims umkehren müssen, Einlaß erhalten und sich an den Vorträgen bilden, an den Sonntagsunterhaltungen erfreuen können. Und das ist in einer Großstadt wie Hamburg, in der — wie in den meisten deutschen Großstädten — das Bildungswesen für Erwachsene fast noch in den Kinderschuhen steckt, ein großer Fortschritt. Sicherlich wird auch, wenn der Eifer der führenden Personen nicht erkaltet, was nicht zu befürchten ist, der Gedanke, der das Volksheim ins Leben rief, noch weiter Wurzel fassen und die Gründung gleichartiger Anstalten auch in andern Stadtteilen ermöglichen. Einstweilen muß man den mutigen und uneigennütigen Männern des Hamburger Volksheims, die so bald schon ihr erstes eignes Heim einweihen werden, von Herzen zurufen: Glück auf!

